

24

Vor zwei Jahren erschien der erste Band der »Fast letzten Erzählungen«. Damals schrieb der »Tagesspiegel«: »Chotjewitz – nicht versöhnt, aber seit je irgendwie altersmilde – nimmt in diesen zwischen 1985 und 2006 entstandenen Erzählungen, Essays, Skizzen, Pamphleten und Statements tatsächlich Abschied: Es geht ums Sterben und Vermissen, um unerfüllte politische Hoffnungen und offene Rechnungen. (...) Doch Chotjewitz schwelgt nie in seinen Erinnerungen. Kurz bevor er sentimental wird, beauftragt er seinen Trotz und seinen Witz, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.« Auch in den Erzählungen dieses Bandes treten wieder seine »schwankenden Gestalten« auf, wird Politisches erinnert, wird Literatur überprüft, wird die Nachkriegszeit, die ja immer eine Vorkriegszeit war und ist, hinterfragt und überprüft. Peter O. Chotjewitz amüsiert und ist amüsiert, versöhnt mit den Verhältnissen allerdings ist er tatsächlich nie.

Peter O. Chotjewitz wurde am 14.6.1934 in Berlin geboren. Seit 1965 als freiberuflicher Schriftsteller und Jurist tätig (u. a. Wahlverteidiger von Andreas Baader und Peter-Paul Zahl). Chotjewitz lebt in Stuttgart. Zahlreiche Veröffentlichungen u. a.: »Hommage à Frantek«, Roman (1965), »Die Insel«, Roman (1968), »Der dreißigjährige Friede«, Roman (1977); »Die Herren des Morgengrauens«, Roman (1978); »Das Wespennest«, Roman (1999), »Der Fall Hypathia«, Sachbuch (2002); »Machiavellis letzter Brief«, Roman (2003); »Alles über Leonardo« (2005). Zahlreiche Übersetzungen aus dem Italienischen, u. a. Bücher von Dario Fo, Nani Ballestrini und Giuseppe Fava.

Im Verbrecher Verlag erschienen die Bände: »Saumlos«, Roman, »Urlaub auf dem Land«, Erzählung, »Mein Freund Klaus«, Roman, und »Fast letzte Erzählungen«.

PETER O. CHOTJEWITZ

**FAST LETZTE
ERZÄHLUNGEN 2**

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2009
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2009
Einbandgestaltung: Sarah Lamparter
Gestaltung: Christian Walter
ISBN: 978-3-940426-26-0

Printed in Germany

Der Verlag dankt Anthony Vessot.

INHALT

<i>Phantombild</i>	7
<i>Das grüne Gras der Heimat</i>	11
<i>I hate Krimis</i>	35
<i>A wie Österreich</i>	39
<i>Wie konnte das passieren?</i>	47
<i>Angenehm abartig</i>	53
<i>Kreuzberger Miniaturen</i>	59
<i>Die Pizza</i>	73
<i>Freedom is just another word</i>	75
<i>Das Klavier in der Wurstekammer</i>	83
<i>Der Kampf kennt nur ein Ende</i>	89
<i>Mal wieder: Was ist deutsch?</i>	95
<i>Das Trinken ist des Trinkers Lust</i>	99
<i>Unweit Florenz, Toskana, In Briefform</i>	105
<i>Pisacane und andere Erinnerungen</i>	117
<i>Die Rückkehr des Hausherrn</i>	131
<i>He, Poupardin, wo ist die Mona Lisa geblieben?</i>	155
<i>Einige Bemerkungen über den Nutzen von Schwiegermüttern beim Heiraten</i>	167
<i>Der letzte Tag in Almeria</i>	173
<i>Der Alleskleber</i>	183

<i>Das Jahr 1967 ... oder: Die Geburt einer Ikone. (oder: Der Poster-Kommunist)</i>	185
<i>Niedlich 80</i>	195
<i>Bedrohte Arten</i>	201
<i>Polenjagd im Landkreis Cochem</i>	203
<i>Ode auf die deutsche Pissoirlandschaft</i>	217
<i>Der Tod und die Alte</i>	221
<i>Unter den Brotkörben</i>	235
<i>Frau Zimmt und das Hochwasser in Saarbrücken</i>	243
<i>Entgeltumwandler</i>	255
<i>So viel Liebe, Glück und Frieden</i>	257
<i>Irgendwann in Afrika</i>	269
<i>Helmut Mader und der Stuttgarter SKKB</i>	275
<i>An der Elbe, an der Alster, an der Bille</i>	283
<i>Die Büroklammer</i>	293
<i>Im Schatten des Debakels</i>	307
<i>Der Sound der 80er Jahre oder Die Biermann-Combo und andere Formationen</i>	315
<i>Wiedergelesen: Malaparte, La Pelle / Die Haut</i>	317
<i>Golden war die Zeit</i>	321
Textnachweise	325

PHANTOMBILD

Ein Solcher, wie ein Anderer einst gewesen zu sein schien, hätte ich werden wollen.

Doch wozu? Um ihn zu wiederholen? Oder mich?

Wo kein Sich-Einholen möglich ist? Nur ein Nachhinken? Jeden Tag wird der Abstand größer und kein Ende in Sicht. Man schrumpft dahin und macht gute Miene zum eigenen Mittelmaß.

Schon meine Ankunft war ein Kompromiss.

Es war einmal ein Vater, der wollte vier Söhne, seine Frau aber wollte kein Kind. Heraus kam ich.

Während der Jugendirre hatte ich Großes vor mit mir: Philosoph, Komponist oder so was, jedenfalls ein Genie. Sollte sich meine Begabung als zu gering erweisen, kam nur noch dies in Frage: Landedelmann mit Schloss in englischer Neugotik oder havelländischer Klassizistik und einer großen Bibliothek. Dazu natürlich Bedienstete, da ich schon früh unter Hexenschüssen litt, und Liebschaften mit Milchmägden auf Heuböden in riesigen Schafställen nach Art des Augias.

Überlandfahrten zu befreundeten Landedelleuten mit großen Bibliotheken und Milchmägden im Einspänner.

Ich überspringe nun die Jahre in Berlin, wo ich zur Welt kam und aufwuchs, Prenzlau/Uckermark, wo ich

schwimmen lernte, Mecklenburg, wo ich die Befreiung erlebte, der Wasserpolackei, wo meine Altvorderen bestattet wurden, im Erzgebirge, wo ich mal meinen Turnbeutel liegen ließ, Kurhessischen, wo ich mit Uli Kasten Kreismeister im Tischtennisdoppel wurde, und andernorts, die mit dem Ende der Schulzeit einher gingen.

Stichtag: Kassel, den 29. September 1955.

Ich kann also sagen, dass die Bundesrepublik und ich ziemlich gleichzeitig das Zeugnis der Reife bekommen haben!

Darüber entweder demnächst eine Dekalogie von 7.000 Seiten oder heute nur so viel:

»Wenn es dir«, sagte ich mir, »gelingt, die Pensionsgrenze zu erreichen, ohne zu arbeiten, anderen in den Hintern zu kriechen und billigen Wermut zu trinken, dann wird das Schicksal es gut mit dir gemeint haben.«

Man muss einfach ein Konzept entwickeln, je früher umso später, wie der Schwarze zu sagen pflegte, der in einer amerikanischen Abschleppbar teils Nat King Cole imitierte, teils bewies, dass unsere Generation keine Vorurteile mehr kannte. Er sagte es weit nach Mitternacht. Und beim Verlassen der Bar die hoch aufragenden Stahlträger und einsamen Kamine der Ruinen gegen den Himmel und seine Morgenröte.

Ah, diese herrlichen Ruinen, der von alliierten Sprengbombe zerstörten deutschen Städte! Ich wünschte, sie hätten nichts aufgebaut, sondern alles so liegen gelassen, wie es 1945 dalag, unsere Bürgermeister.

Was war ich glücklich über die deutschen Trümmerwüsten. Mein Konzept bestand in lauter grundlosem Optimismus, der oft mit dem noch ungeflügelten Wort einherging:

»Morgen wird wieder ein glücklicher Tag gewesen sein.« Dennoch durchstreifte ich neugierig die verschiedenen Wissensgebiete der Maler und Anstreicher, Juristen, Rausschmeißer von Nachtlokalen, und füllte meinen Kopf mit wertvollen Fertigkeiten, die sich freilich schon bald wieder ins Unfertige verflüchtigen werden, dann nämlich wenn der große Strippenzieher mir das Lichtlein ausblasen wird.

So waren ewige Werke kein Zufall, Belanglosigkeiten ohne Zahl und viele Ereignisse keine echten Enttäuschungen, wie etwa: Ärger mit Meistern, betrunkenen Thekenstehern, Zimmervermieterinnen, Verliebten, Verlobten und Ehegatten, Sparkassenbeamten, jungen Polizisten, Geheimdienstagenten, heuchlerischen Freunden, durchgelaufenen Schuhsohlen, geldgierigen Kellnern, Steuerprüfern, Redakteuren, Lektoren, Kritikern, Lesern und den Bewohnern der Wohnung unter mir in diversen Großstädten.

Ihnen gilt mein besonderer Dank, dass sie es so lange mit mir ausgehalten haben. Einen erwähne ich vor allen: Er bat mich, nachts nicht immer die Nähmaschine zu benutzen. Mein Dank gilt aber auch allen denen, die daran mitgeholfen haben, dass die Welt noch steht, was zum Zeitpunkt meiner Zeugung im Herbst 1933 nicht abzusehen war.

Kurz: Politisch oft etwas unkorrekt war ich, aber Kinder fanden mich immer sehr nett, und die Damen im Rotlichtviertel pfffen, wenn ich vorbeistolzierte.

Nur eins bitte ich mir aus: Keinen Trollinger, Herr Ober!, schmeckt wirklich nicht.

Hier muss ich schließen. Polizeistunde, wie man so sagt.

DAS GRÜNE GRAS DER HEIMAT

Es ist eine Geschichte, in der eine Geschichte steckt, in der eine Geschichte steckt. Das mag formalistisch erscheinen, ist aber erforderlich, weil die unerhörte Wendung am Anfang steht.

Am Anfang wird ein alter Mann, den ich Max Klebenne, von einem Stein am Kopf getroffen, erleidet eine Gehirnblutung und stirbt nach drei Tagen im Koma. Er kommt nach ein paar Gläsern Bier mit Freunden aus dem Sportlertreck, sie hören Krawall und gehen nachschauen. Vor einem Haus, das von zwei türkischen Familien bewohnt wird, randalieren junge Leute. Der alte Klebe und seine Freunde mischen sich ein, versuchen die Jugendlichen zu besänftigen und dabei passiert es. Fall oder Unfall? Das ist die Frage, die mich nicht interessiert.

Was ich dagegen spannend finde, ist ein Bruch in Klebes Biografie, der erst durch seinen Tod sichtbar wird. Wer war Klebe bis zu diesem April 1993 oder besser: Wer schien er zu sein?

Was ich über ihn weiß, ist herzlich wenig, da ich Hofacker schon 1955 verlassen habe und seither nur noch zu den Festtagen dort war, um meine Eltern zu besuchen, aber, wie ich inzwischen erfahren habe, wussten diejenigen, die ihn tagtäglich sahen, auch nicht mehr.

Er war 1949 im Jahr der Gründung der Bundesrepublik in Hofacker zugezogen und arbeitete seither in der berühmten Gemäldegalerie in Kassel-Wilhelmshöhe, zuerst als Aufseher, soweit ich weiß, später als Museumsführer. Mich und meine Frau hat er 1961, kurz nach dem Bau der Mauer in Berlin, mal durch die Abteilung der Niederländer geführt, und ich entsinne mich deutlich der Diktion und des Tonfalls, die für Menschen dieses Berufs typisch sind.

Was ich sonst über ihn wusste, beruhte auf Eindrücken, die falsch sein mochten. So hätte ich auf die Frage nach seinem Charakter geantwortet, er sei wohl eine Art Bohemien gewesen, obwohl ich nur ein halbes Dutzend bildhafte Erinnerungen an ihn hatte, und nur einmal erblickte ich ihn in einem eleganten ledernen Trachtenjanker. Am deutlichsten ist vielleicht die Erinnerung an ihn und Ida im Hochzeitsstaat vor der evangelischen Kirche im Frühjahr 1952. Damals steckte er in einem altmodischen schwarzen Anzug, der ihn älter machte, als er war (er war sechsunddreißig). Sie aber sah aus wie sechzehn, obwohl sie fast zwanzig war, und trug gegen alle Etikette einen schwarzen weiten Taftrock und eine weiße Bluse. Andere Kleidungsstücke, in denen ich ihn vor mir sehe, sind: Ein tailliertes Sakko mit Gürtel, dazu Knickerbocker, Kniestrümpfe und Wanderschuhe, die alberne Tracht eines Fußballspielers und ein bekleckertes Malerkittel (da renovierte er gerade sein Haus von außen).

Kinder hatten sie keine, doch sein sonstiges Sozialverhalten war völlig normal. In Kleinschmidts Saal spielte er die Geige zum Tanz und einmal, als kurzfristig kein Ersatz für seinen erkrankten Pianisten aufzutreiben war, durfte er sogar am Klavier sitzen.

Am Freitag in Dippels Gaststätte »Zum deutschen Kaiser« spielte er Karten, Mittwochs sang er Tenor, auch Solo, in der »Konkordia«, an Festtagen ging er mit seiner Frau in die Kirche, am Viehmarktsamstag nahm er teil am Spanferkelessen, im Gemeinderat interessierten ihn vor allem Stadtсанierung und Denkmalspflege und irgendwann gründete er in einem ehemaligen Ackerbürgerhaus ein Heimatmuseum.

Über seine Zeit vor 1949 ließ er öffentlich nie etwas verlauten, so dass ich darüber nichts wusste, aber das will nichts heißen. Nur eins fiel mir nachträglich auf: Er verkehrte mit den Hofackerern so selbstverständlich und vertraut, wie die Reinkarnation eines Mannes, der schon einmal in Hofacker gelebt hatte.

Dies war vielleicht einer der Gründe, weshalb ich mich ihm seelenverwandt fühlte, so um 1952/53, als ich ein Jüngling war, der nach Höherem strebte und zuviel Nietzsche, Ernst Jünger und Houston Stewart Chamberlain (für Ignoranten: Schwiegersohn Richard Wagners und berühmter Antisemit) gelesen hatte.

Auch ich hielt mich für eine Reinkarnation, allerdings eines literarisch interessierten Landedelmannes, der eine große Bibliothek besaß und nicht zu arbeiten brauchte. Kleine Bemerkung am Rande. Mit meinem Rausschmiss aus dem Corps Saxonia, weil ich die Frau des Oberkellners vom Hessischen Hof zu einem Schnefter mit Damen mitgebracht hatte, ging meine nationalkonservative, vielleicht auch rechtsradikale Karriere 1957 endgültig zu Ende, nachdem sie 1956 noch einen kleinen Höhepunkt erlebt hatte (Ungarn-Aufstand).

Wie trat nun der Bruch in Klebes Biografie zutage? Er

zeigte sich, als die Beerdigung anstand und bekannt wurde, dass der Museumsführer schon lange vor seinem Tod verfügt hatte, auf dem Kasseler Judenfriedhof beigesetzt zu werden.

Ich erfuhr davon im Herbst 1993, also einige Monate nach seinem Tod, als ich von der Stadtverwaltung ganz offiziell eingeladen wurde, die Festrede zur Wiedereröffnung des Heimatmuseums zu halten und nebenbei eine Gedenkplakette zur Erinnerung an die einstige jüdische Gemeinde Hofacker (ca. 15 % der Gesamtbevölkerung vor 1933) zu enthüllen (Honorar fünfhundert Mark plus Spesen).

Es war eine Veranstaltung, wie jeder sie kennt, der einmal in die Kartei geraten ist, aus der Lokalpolitiker sich bedienen, die sich keine Festredner der S-Klasse leisten können.

Der Bürgermeister, der Landrat, die Landtags- und Bundestagsabgeordneten aller Parteien, die Pfarrer aller Fraktionen und Klebes Witwe Ida waren anwesend, und ich sprach über das Thema: »Die Nacht, in der die Synagogen brannten«.

Vorher und hinterher sang ein Kinderchor Lieder, die der Freundschaft zwischen Ausländern und Inländern dienen, und die Solosängerin war ein türkisches Mädchen. Ich erwähne das, damit keiner denkt, es gebe in Hofacker nicht vor allem Menschen, die mit randalierenden Jugendlichen nichts am Hut haben.

Wir sprachen über Max Klebe, nach der Veranstaltung, der evangelische Pfarrer und ich, und so erfuhr ich von Klebes erweiterter Identität.

Das war natürlich ein Schlag ins Kontor und ein An-

schlag auf mein Konto, denn seitdem bin ich hinter der Geschichte her.

Walter Klebe hatte mehr als vierzig Jahre lang gelebt wie ein Goi und war dabei im Herzen auch ein Jude gewesen, hatte sein Judentum versteckt gehalten und es vielleicht sogar verleugnet.

Es kam aber noch mehr zum Vorschein. Er war nicht irgendein Jude. Er war der Max Klebe, der Hofacker 1934 als junger Mann unter dem Druck der antisemitischen Ausschreitungen verlassen hatte.

Das hieß: Die wirklichen Gojim, die ihn vor 1934 gekannt hatten, und das waren nicht wenige, hatten sich an dem Versteckspiel beteiligt.

Ich will hier die Motive Klebes und seiner Mitbürger für diese beiderseitige Mimikry nicht ausführen – und das gilt auch für Klebes Erlebnisse zwischen 1933 und 1949, sondern mich vielmehr der zweiten Geschichte zuwenden, die mir durch die Nachricht von Klebes Tod wieder ins Bewusstsein kam.

Sie führt uns zurück ins Frühjahr 1949 und das heißt, in die Zeit, als Klebe in seine alte Heimat zurückkehrte. Ich »ging« damals (eben sechzehnjährig) mit einer Klassenkameradin namens Ida Schindehütte (Klebes späterer Frau). Es war eine Liebe, die wie üblich nicht über endlose Knutschereien hinterm Gartentor hinausging. Für eine dauerhafte Beziehung waren wir zu jung und verschieden. Aber das hinderte mich nicht daran, Ida für »mein« Mädchen zu halten und aus Eifersucht zu toben, als Ida sich einem Herrn zuwandte (nein: noch nicht Klebe, der kam erst zwei Wochen später nach Hofacker, sondern einem echten Herzensbrecher), der eine amerikanische

Uniform trug, mit ihr durchs Städtchen stolzierte und sogar im Haus ihrer Eltern, genauer gesagt ihrer Mutter, verkehrte (der Vater, Walter, spielte eine untergeordnete Rolle).

Über diesen Mann, der sich Ed Sommer nannte und als Colonel ausgab, kursierten ein paar seltsame Gerüchte, aber mehr als der Hinweis, der Ami habe was mit den »Judenhäusern« zu tun, war nicht zu erfahren, und im übrigen interessierte ich mich auch nicht für solche Dinge.

Andererseits war nicht ganz zu übersehen, dass »die Sache mit den Judenhäusern« brisant war. Wir waren zwar erst im Herbst 1945 zugezogen, aber als Vater aus der Gefangenschaft kam, kriegte er seines Berufs wegen in den Schlafzimmern der Hofackerer (er war Anstreicher) eine Menge mit, und das war dann meistens auch Tischgespräch zwischen meiner Mutter und ihm. In den Schlafzimmern der Leute da lag nämlich die Bett- und Tischwäsche der vertriebenen Israeliten in den Schränken.

Es ging also darum, dass zahlreiche Bürger von Hofacker – der Buchbinder, Frl. Pfeufer, der Dorfschmied, der Schuhmacher Hippe, auch Hüppi genannt – sich Ende der dreißiger Jahre nach der Vertreibung der Juden deren Immobilien, Geschäfte und bewegliche Habe unter den Nagel gerissen hatten.

Inzwischen weiß ich, nicht zuletzt dank Klebes nachgelassener Aufzeichnungen und Exzerpte, dass diese Rückerstattungssachen Ende der vierziger Jahre überall im Westen zu einer antisemitischen Kampagne führten, die von christlichen Politikern wie Franz Josef Strauß

und Fritz Schäffer geschürt wurde und zur Integration der Nazis in die brandneue Bundesrepublik beitrug.

Wenn die Juden unsere Ökonomie noch weiter ruinieren und sich schon wieder an unserer Währung vergreifen wollten, konnte der Führer so unrecht nicht gehabt haben.

In Hofacker wurde diese öffentliche Meinung durch die Tatsache ergänzt, dass der Mann, der die Rückerstattungssachen angeblich bearbeiten sollte, Colonel Sommer nämlich, seinerseits für einen Juden gehalten wurde – ein Witz übrigens, wie ihn nur das Leben erfinden kann.

Nach Klebes Recherchen steht fest, dass Colonel Ed Sommer, alias Otto oder Alfred von Pufendorf, wie er vielleicht in Wirklichkeit hieß, dergleichen niemals expressis verbis verlautet hatte.

Er hielt es lediglich für eine günstige Fügung, dass Gastwirt Dippel, in dessen Hotel »Deutscher Kaiser« er abgestiegen war, und Fräulein Pfeufer (die Eigentümerin des von ihrem Vater arisierten Kaufhauses Rosenberger) ihn für »Schusters kleinen Jong«, den kleinen Mendel, hielten – den inzwischen erwachsen gewordenen Sohn des nach den USA ausgewanderten Schuhmachers Baruch Hirsch.

Aber es gibt noch eine andere These, warum der Hochstapler von Pufendorf, genannt Pufi, damit einverstanden war, für Mendel Hirsch gehalten zu werden.

Sie lautet schlicht, Pufi habe Ida ins Bett kriegen wollen und ihr in richtiger Einschätzung ihres Charakters nicht widersprochen, als sie ihn anhimmelte, weil er in ihren Augen eine Mischung aus Opfer und Rächer darstellte: Jude, aus Hofacker vertrieben von Nazis, mit der

Wiedergutmachung betraut und deshalb von den Leuten in Hofacker abermals verfolgt.

Dass ausgerechnet Klebe in seinen Papieren die These vertritt, »Ida stand auf Juden«, ist nicht ohne Reiz, könnte sie doch bedeuten, dass Ida ihn nur geheiratet hatte, weil er tatsächlich Jude und von Leuten wie ihrer Mutter vertrieben worden war.

Ob Ida sich dem mindestens zwanzig Jahre älteren Pufi in einem Akt hysterischen Philosemitismus hingab oder »von ihm hergenommen wurde«, wie Anna Schindehütte sich ausdrückte, hätte Klebe, wenn er ehrlich gewesen wäre, übrigens offen lassen müssen. Es gibt da ein paar aparte Details:

Idas Mutter Anna hatte einen Bruder namens Jeremias Stössel (er lebt übrigens noch und redet wie ein Wasserfall), der bei den Nazis wegen Wehrkraftzersetzung im Zuchthaus gesessen hatte und mit seiner Schwester auch nach '45 überkreuz war, während Ida, in dem Maße wie sie ihre Mutter abzulehnen begann, sich zu »Onkel James« hingezogen fühlte.

Onkel James war unser Lehrer für Sozialkunde und Geschichte, unterrichtete zeitweilig sogar Religion und war auch für mich ein Leitbild (ist es noch). Es ging ideologisch eben alles ein bisschen durcheinander Ende der vierziger Jahre.

Einerseits waren wir noch infiziert von nationalkonservativen bis rechtsradikalen und auch antisemitischen Ideen, wie man überhaupt zur Richtigstellung sagen muss, dass die Deutschen bis ca. Mitte der sechziger Jahre erheblich intoleranter, faschistoider und gewaltbereiter waren als heutzutage, andererseits identifizierten vor allem

wir Jungen uns stark mit dem Lehrer, der, nehme ich mal an, aus dem kirchlichen Widerstand kam und seine Schüler auf Demokratie im Sinne des GG ausrichtete.

Kein Linker also, dieser Onkel, aber ein unbequemer Bürger, denn er nahm mit uns z. B. durch, welche Häuser in Hofacker früher Juden gehört hatten, was ihm abermals Ärger eintrug.

Den meisten Ärger kriegte er allerdings, weil er mehr als ein Auge zudrückte, wenn Colonel Sommer sich mit Ida in seiner Wohnung traf, wo es dann auch passierte, wie Ida ihrer Mutter noch am gleichen Abend und ihrem späteren Mann Jahre später freimütig eingestand.

Die Vermutung, Ed Sommer habe Ida in Stössels Wohnung vergewaltigt, ist möglicherweise nur eine Projektion Annas, die sie laut Ida schon am gleichen Abend äußerte. Erstens einmal nimmt Klebe an, dass Anna ebenfalls mit Sommer geschlafen hat (auf dem Dachboden), um ihn in der Rückerstattungssache gnädig zu stimmen. Zum anderen war es für den Ruf der Familie am besten, wenn man unterstellte, Ida habe sich Sommer nicht freiwillig hingegen.

Es gibt allerdings in Klebes Papierbergen auch Hinweise darauf, dass Ida zwar heftig verknallt war in Sommer, mit ihm jedoch nicht auf die Couch wollte. Auf Klebes Frage nämlich, warum Onkel Jeremias denn nun bestritten habe, dass Colonel Sommer seine Nichte hergenommen habe, behauptete Ida (im Gespräch mit ihrem eigenen Mann, von diesem nachträglich im Tagebuch protokolliert), Onkel James habe ihr dringend geraten, den Vollzug des Liebesaktes in seiner Wohnung als unbedingt freiwillig auszugeben, um der Meute der Nazifaschisten

von Hofacker keinen Vorwand zu geben, über Sommer herzufallen.

Die Stimmung in Hofacker war in der Tat geeignet für eine solche Befürchtung. »Wenn der kommt und sagt, ich müsste mein Haus wieder rausrücken, oder uns zu erpressen versucht, dem schlage ich eher den Schädel ein. Das war doch ein wertloses Objekt, als wir die Hütte damals übernommen haben.«

Derartige Kraftsätze sollen damals etliche Hofackerer in schöner Offenheit geäußert haben.

Um ganz zu verstehen, warum Jeremias seiner Nichte riet, den Colonel keinesfalls wegen sexueller Nötigung anzuzeigen, muss man auch berücksichtigen, dass Ida und ihr Onkel überzeugt waren, Sommer sei in Hofacker als Sohn jüdischer Eltern zur Welt gekommen, in den dreißiger Jahren unter Druck ausgewandert und habe sich, wie zahlreiche Emigranten, den alliierten Streitkräften angeschlossen.

Das heißt, Onkel und Nichte betrachteten ihr Schweigen über Sommers Schweinerei als eine Art Wiedergutmachung von Nazi-Verbrechen oder anders gesagt, die irrationalen Schuldgefühle der beiden reichten so tief, dass sie einem Juden das Recht zugestanden, ungesühnt eine Vergewaltigung zu begehen.

Doch ich habe vorgegriffen, denn vieles, was ich hier dargestellt habe, weiß ich nur durch Archivstudien und ein »Gespräch« mit Ida Klebe in ihrem Elternhaus, das seinerseits eine typisch deutsche Geschichte hat:

Es gehörte ursprünglich in dreihundertjähriger Erbfolge einer Familie Pfifferling und wurde erst 1935 von der Nationalsozialistin Anna Stössel, spätere Schinde-

hütte, unter Ausnutzung der Notlage der Pfifferlings billig erworben. Das heißt, Ida ist seit Annas Tod selber eine jener Hauseigentümerinnen, die sie in ihrer Jugend so verabscheut hatte.

Das Archiv nun, das sich in Klebes Arbeitszimmer befindet, schien zunächst nur aus uninteressanten heimatkundlichen Unterlagen und Aufschreibungen zu bestehen und erst nach stundenlangem Umsortieren und Durchblättern kamen auch ein halbes Dutzend Leitzordner, ein Zettelkasten und ein Haufen Ablagemappen zum Vorschein, die Klebes »Sommer-Konvolut« bilden und schon durch ein häufig wiederkehrendes Schlagwort (»Der letzte Jude von H.«) zeigen, dass sie ein Projekt bilden.

Fast scheint es, als habe Klebe die Unterlagen getarnt, damit Besucher seiner Gelehrtenkammer nicht merkten, dass er einen heimatgeschichtlichen Vorfall mit besonderer Besessenheit verfolgte – die Mordsache Ed Sommer, die eigentlich »Mordsache von Horwitz« heißen müsste.

Aber was ist nun das Faszinierende an Klebes »Sommer-Konvolut«?

Es ist die Art, wie er die stümperhaften und von politischen Rücksichtnahmen des ermittelnden Kripomannes Fahrensohn gekennzeichneten, polizeilichen Untersuchungen weiterführt, ohne dafür irgendwelche kriminaltechnischen Methoden anzuwenden.

Seine Quellen sind nichts weiter als Fahrensohns Vernehmungsprotokolle, Klebes intime Kenntnis der Hofackerer Gesellschaft und ein halber Zentner Zeitungen aus den frühen dreißiger Jahren und dem Jahr 1949.

Er unternimmt zwar ein paar Reisen, um Personen zu befragen, unter anderem nach Remscheid, Köln und

Halle, was mich zunächst irritierte. Im Resümee aber zeigt sich, dass er schon vorher wusste, was er dort finden würde.

Walter Klebe war, das muss der Neid ihm lassen, ein Monsieur Dupont ebenbürtiger Investigator, und das Ergebnis lässt mich hoffen, dass er seine Identität vielleicht nur geheim hielt, um das Geheimnis des Todes von Colonel Ed Sommer zu enträtseln und dazu noch einen zweiten Mord im Sommer 1933 aufzuklären, von dem er nichts ahnen konnte, weil ihn niemand bemerkt hatte.

Natürlich komme auch ich in Klebes Aufzeichnungen vor, aber so, dass ich mich in ihnen kaum wiedererkenne. Er nennt mich nur »Icke« (»janz Balin war eene Wolke, nur Icke-Icke war zu sehn«, riefen die Kinder mir nach, wenn ich morgens zum Bahnhof ging), und rehabilitiert mich vollständig, während Fahrensohn in seinem Schlussbericht ausführt, die Tat sei dem Beschuldigten (mir!) nicht nachzuweisen und im übrigen auch nicht persönlichkeitsadäquat, das heißt, er hielt mich habituell für unfähig, einen Mord zu begehen (dieser Trottel!). Immerhin verdankte ich Pufis gewaltsamem Ableben, dass ich, eben mal sechzehn, von der Kripo Kassel verhaftet und drei Tage lang verhört wurde, während diejenigen, die man damals dem Täterkreis zurechnete, unbehelligt blieben – die Eigentümer von Judenhäusern nämlich.

Auch in Klebes Unterlagen findet sich kein Hinweis darauf, dass die Kripo einen der Eigentümer von Judenhäusern auch nur informell befragt, geschweige denn vernommen hätte, obwohl Ida bei der Polizei klipp und klar erklärt hatte, eben diese hätten den Mord an Pufi zu beantworten.

Stattdessen wurde ich in der großen Pause direkt vom Schulhof weg verhaftet, nur weil ich am Samstag zuvor an der Theke vor Kleinschmidts Saal während eines Theaterabends gegrölt hatte (ich zitiere nach Klebes Exzerpten):

»Dem schlage ich den Schädel ein, dem Ami. Wir können unsere Mädchen alleine pimpern. Dazu brauchen wir keine Juden! Holt ihn raus, dem polier ich die Fresse.«* Baron Etzel von Horwitz, der Gutsherr, der am Tresen stand und auf seine Frau wartete, die die weibliche Hauptrolle sang (es war eine Laienaufführung), hatte sogar noch ein Zusätzliches ausgesagt:

An einem bestimmten Punkt meines Gegröles seien Fräulein Pfeufer und der Colonel aus dem Saal gekommen, Fräulein Pfeufer habe um Ruhe für die Künstler gebeten, der Colonel habe mir die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: »Nun machen Sie sich mal nicht unglücklich, junger Mann!«, und anschließend habe der alte Kleinschmidt mich aus der Baracke geschmissen, in der die Festivität stattfand.

Das muss man sich mal vorstellen: Drin im Saal wird mit Gesang und kleinem Orchester zum Steinerweichen die Operette »Der verkaufte Großvater« aufgeführt, Icke und mein Freund »Aahlsche« (überzeugte Wagnerianer!) finden das Gewimmere so entsetzlich, dass wir uns sinnlos besaufen müssen, und der liebe Herr von Horwitz nutzt meine Entgleisung dazu aus, mir einen Mord in die Schuhe zu schieben, den er selber in Auftrag gegeben hat.

* Wegen dieser Stelle bin ich unschlüssig, ob ich den Roman wirklich in Ich-Form schreiben soll, aber wer könnte ihn schreiben, wenn nicht ich?